

„Ich habe noch mal mit ihm gelebt“

Im März ist der Regisseur Helmut Dietl gestorben. In den Monaten danach hat seine Witwe Tamara ein Buch geschrieben: über die gemeinsame Zeit, die Krankheit und sein Sterben

VON GABRIELA HERPELL

Tamara Dietl trägt Schwarz, um den Hals ein helles Tuch. Es ist sehr aufgeräumt in der Wohnung, die mal Helmut Dietls Atelier war, dann der Ort, an dem er mit seiner Frau Tamara und der gemeinsamen Tochter Serafina lebte und schließlich der Ort, an dem er starb.

Wenn Tamara Dietl über Helmut Dietl redet, zeigt sie indie eine oder andere Ecke der Wohnung. Da stand er, drüben in der Tür, sagt sie und streckt die Hand Richtung Küche aus, als er einen Streit – es ging um sein Jammern, das ihr manchmal zu viel wurde – mit den Worten beendete, sie hätte den Wert des Wehklagens nicht erkannt. Sie lacht, wenn sie das erzählt. „So ein Satz muss einem auch erst mal einfallen. Dafür habe ich ihn geliebt. Er wusste, wie er tickt. Er hat reflektiert, war nicht der Typ, der sagte, ich jammer' doch gar nicht, wenn man sagte, jammer' nicht so viel. Wenn man so damit umgehen kann“, sie holt tief Luft, „ist das sehr sexy.“

Beim Schreiben war er präsent. Er sprach wieder mit ihr, stritt wieder mit ihr

Hier lag er, als er starb, sagt sie etwas später und zeigt auf die Tür hinter der Küche. Zu Hause zu sterben, das war sein größter Wunsch gewesen. Sie hat ihn noch 36 Stunden nach seinem Tod in der Wohnung behalten, hat ihn in seinem Bett aufgebahrt und allen gesagt, wenn sie sich verabschieden möchten, könnten sie das tun. Das haben viele getan. Sie gingen ängstlich hinein und kamen gelöst heraus, erzählt sie. Und dass die Leute gesagt hätten, wie gut es ihnen tat, ihn noch einmal zu sehen, weil er so friedlich aussah.

„Und ich kann sagen, ja, Helmut ist in Frieden gegangen.“ Sie spricht mit kräftiger Stimme und norddeutschem Tonfall, was sich eher pragmatisch anhört. „Kann sein, dass ich jetzt gleich in Tränen ausbreche, aber das macht nichts“, setzt sie forsch hinzu, schnieft, lächelt. Pause. Stille im fünften Stock in Schwabing, Blick auf einen Kirchturm vor frühabendlich violettem Himmel. „Puh“, seufzt sie dann, schüttelt sich und trinkt einen Schluck Wasser.

Das Treffen findet statt, weil Tamara Dietl ein Buch über den Tod ihres Mannes geschrieben hat, das in diesen Tagen erschienen ist. Es heißt „Die Kraft liegt in mir – Wie wir Krisen sinnvoll nutzen können“, ist aber kein Ratgeber. Es ist die Chronik seines Sterbens und ihr Umgang damit. Es ist, anders als etwa Joan Didions „Das Jahr magischen Denkens“, auch kein Buch über den Verlust eines geliebten Menschen und das Leben ohne ihn. Tamara Dietls Buch endet mit dem Tod ihres Mannes am 30. März 2015.

Mit dem Buch hat sie sich eine Brücke über das schwarze Loch gebaut, in das sie nach seinem Tod auch hätte fallen können, sagt sie. Doch so saß Helmut Dietl wieder neben ihr, während sie schrieb und sich an alles zu erinnern versuchte. Er sprach wieder mit ihr, stritt wieder mit ihr, ging wieder mit ihr spazieren. „Ich habe noch mal mit ihm gelebt in den Monaten, in denen ich das Buch geschrieben habe“, sagt sie.

Helmut Dietl starb an Lungenkrebs. Tamara Dietl schreibt über die Zeit seit der Diagnose im Herbst 2013, über die Prognose: Überlebenschance zehn Prozent. Sie

schreibt über Helmut Dietl, erzählt, wie sie sich kennengelernt haben, sie schreibt über den Tod ihrer Mutter, den Tod ihrer Großmutter, den Tod einer Freundin, über ihren sozialdemokratischen Vater, die erste Liebe, die erste große Krise. Sie schreibt, wie sehr ihr die Lehre eines Mannes im Leben hilft: Viktor Frankl, Psychiater, KZ-Überlebender. Und sie stellt den Kapiteln Zitate voran, die viel über sie sagen. Zum Beispiel dieses von Aldous Huxley: „Erfahrung ist nicht das, was einem Menschen widerfährt, es ist das, was ein Mensch aus dem macht, was ihm widerfährt.“

Es ist ein Buch über Helmut Dietl, ein Buch über den Tod, aber es ist natürlich auch ein Buch über sie. Gebürtige Hamburgerin, Jahrgang 1964, ehemalige Fernsehjournalistin, die Dietl beruflich über den Weg läuft. Im Buch erzählt sie, wie sie ihn 1997 zum ersten Mal sieht. Er, leicht genervt, weil er so umschwärmt wird; melancholische Miene. Dabei ist klar, dass er gleichzeitig denkt: cool, dass ich so umschwärmt werde. „Das war wie in einem Dietl-Film“, sagt sie. „Ich dachte, was ist mit dem denn los? Aber nun weiß ich, so war er: distanziert, genervt, aber wenn man ihn nicht geliebt hat, schwerst beleidigt.“

Dass es geglückt ist, ihrem Mann einen Abschied vom Leben zu ermöglichen, den er ertragen konnte, erfüllt sie mit großer Ruhe, sagt sie an diesem Spätnachmittag in Schwabing. Glück wäre das falsche Wort, das sagt sie auch. Sie spricht vom „Zauber des Todes“, der sie über die Zeit seit dem 30. März 2015 hinweggetragen hat. Und wie es sie tröste, wenn die Traurigkeit

kommt, dass sie das alles so hinge- kriegt hat. Sie, mit der gemeinsamen zwölf- jährigen Tochter Serafina und auch mit Dietls erwachsenem Sohn David, der in seinen letzten Wochen sehr wichtig für ihn wurde.

Aber vor allem war sie an der Seite ihres Mannes. Hat ihn gepflegt. Ließ ihn nicht im Krankenhaus liegen, weil er das nicht ertragen hätte. Redete mit ihm über das Leben, immer wieder über das Leben, weil er über das Leben reden wollte, auch wenn der Tod natürlich mitschwang. Bemühte sich mit ihm um Normalität, als sein Todesurteil schon feststand, gewöhnte sich an seinen Anblick am Sauerstoffgerät, wich irgendwann kaum noch von seiner Seite und hielt ihm die Hand, stundenlang, tagelang.

Ein Krankenbett in der Wohnung? Nicht mit Dietl: „Klinikrequisiten kommen mir nicht ins Haus.“

Sie schreibt: „In dieser Zeit habe ich gelernt, welche große Bedeutung es für einen Sterbenden hat, wenn man seine Hand hält. Die einfache und innige Berührung unserer Hände beruhigte nicht nur ihn, sondern auch mich. Sie wurde wichtiger als unsere Gespräche. Je weiter der Sterbeprozess voranschritt, desto weniger hatten wir das Bedürfnis zu reden. Vielleicht weil alles gesagt war.“

Zum Schluss kamen Palliativmediziner in die Wohnung. Sie erzählt, und dabei lacht sie, wie eine Ärztin Helmut fragte, ob ein elektronisch verstellbares Krankenbett nicht praktischer wäre. Darauf Dietl:

„Klinikrequisiten kommen mir nicht ins Haus.“ Das ist ihr wichtig, das kommt auch im Buch immer wieder raus: wie Dietl allen mit seinem Humor geholfen hat, das Sterben leichter zu nehmen.

Und umgekehrt: wie seine Angehörigen ihm geholfen haben. Als die Ärztin ihm nahelegte, jetzt die Menschen zu sich zu rufen, die ihm etwas bedeuten, antwortete Dietl: „Ich möchte niemanden mehr sehen, außer denen, die jetzt bei mir sind. Wissen Sie, Frau Doktor, es gibt nur sehr wenige Menschen, die in der Lage sind, es mir leicht zu machen. Es sind die, die verstanden haben, dass ihr eigener Schmerz jetzt keine Rolle mehr spielt, weil er mich zu sehr schmerzen würde.“

Es sind Sätze, die Helmut Dietl beschreiben. Es sind aber auch Sätze, die ausdrücken, was es bedeutet, einen Sterbenden zu begleiten. „Ich habe sehr traurige Momente gehabt“, sagt Tamara Dietl. „Aber Sterbebegleitung kann echt helfen. Sterbebegleitung ist die purste Form des sich nicht um sich selbst Drehens, sondern sich für einen anderen zurückzunehmen.“ Sie ist, so sagt sie es, dem Tod in einer Weise nahgekommen, dass ihr die Angst abhandeln kam. Das ist vielleicht ein Rat, den sie im Buch gibt: den Tod nicht zu fürchten, sondern ihn an sich heranzulassen.

Nun ist das Buch fertig, und Tamara Dietl muss sich zum zweiten Mal verabschieden, von Helmut Dietl und den Gesprächen und Spaziergängen. „Da gibt es Augenblicke jetzt, in denen es bei mir ankommt: Verdammte, er ist wirklich nicht mehr da.“ Pause. Sie steht auf. Es wird Zeit, sie allein zu lassen.



„So war er: distanziert, genervt, aber wenn man ihn nicht geliebt hat, schwerst beleidigt.“ Tamara und Helmut Dietl 2003 bei der Verleihung des Bayerischen Fernsehpreises in München. FOTO: SEBASTIAN WIDMANN/DDP